

geführte Dogmatik“ sein, wohl aber „Anleitung zum Verstehen des christlichen Glaubens“ (Vorwort), den sie nach seinen wichtigsten Aspekten hin zu entfalten suchen.

Der Verf. gehört, wie schon seine bisherigen Veröffentlichungen zeigen, zu den Vertretern der kritischen protestantischen Theologie. Er vereinigt das Erbe der liberalen Bibel- und Dogmenkritik mit den Erkenntnissen, die ihm von der Existenzphilosophie her zukamen. Er bekennt sich zu der kritischen Auslegung der Hl. Schrift, die er als das „qualitativ Neue“ der Reformation bezeichnet (44ff.), zu jener Auslegung also, die an der Schrift vom menschlichen Wirklichkeitsverständnis her die kritische Sonde ansetzt. Was darum „aller Erfahrung von wirklichem Menschsein zuwiderläuft“ (51), kann dem Glauben nicht zugemutet werden, weder die Vorstellung eines vormenschlichen Seins Jesu Christi, noch die seiner übermenschlichen Wesenheit, noch die einer Auferstehung von den Toten im bisher überlieferten Sinn (73ff.).

Ebeling sieht vielmehr von allem „Gegenständlichen“ ab und stellt alles auf den „mathematischen Punkt“ der Glaubensentscheidung, die unanschaulich, unsichtbar und ungegenständlich ist. Hier ist die „Wende zum Subjekt“ in einer Ausschließlichkeit vollzogen, daß man zuweilen erschrecken möchte. Alle gegenständlichen Aussagen — ob sie Gott, Christus, den Hl. Geist, die Rechtfertigung oder die letzten Dinge betreffen — sind nur wandelbare „Glaubensvorstellungen“ (28), nur „Explikation“ (196) des einen, unteilbaren Glaubensaktes und haben die Funktion, ihn zu „verdeutlichen“ (18). So trägt das Kapitel, das vom Hl. Geist handelt, den Titel: „Der Mut des Glaubens“ (118—133), und es sieht in dem Begriff „Hl. Geist“ lediglich eine Bezeichnung für den „ständigen Geschenkcharakter des Glaubens“ (132).

In dieser Sicht ist das Christentum nichts anderes als solch absoluter, auf keinen Gegenstand und auf keine Person mehr gerichteter „Glaube“, und die entscheidende Frage lautet einfach: „Glaubst Du?“ (16f; 151). In Wahrheit aber lautet sie — daran zeigt sich die fast geniale Einseitigkeit dieser Theologie —: „Glaubst Du, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist?“. Auf diese Frage freilich gibt dieses Buch keine Antwort, die 1 Jo 5,1. 5 und Joh 20, 31 zu vergleichen wäre.

W. Seibel SJ

Loewenich, Walther von: Glaube, Kirche, Theologie. Freiheit und Bindung im Christsein. (204 S.) Witten 1958, Luther-Verlag. Ln. DM 12,80.

— Von Augustin zu Luther. Beiträge zur Kirchengeschichte. (440 S.) Ebd. 1959. Ln. DM 16,80.

Die bisherigen Veröffentlichungen des Ver-

fassers erwiesen ihn als einen jener evangelischen Theologen, in deren Werk das Erbe der liberalen Theologie noch lebendig ist. Das bestätigen auch die beiden hier angezeigten Bände. So heißt es: „Man kann den Liberalismus nicht absolut verwerfen, wenn man sich zur Reformation bekennt“ (Glaube, Kirche, Theologie 136). Er fordert darum ein „undogmatisches Christentum“ (128 u. ö.), da die Dogmen nicht absolute Wahrheiten sein könnten, sondern lediglich „menschliche Versuche, sich der göttlichen Wirklichkeit zu nähern“ (127). Das Christentum finde deswegen in keiner der Konfessionen seinen letztgültigen Ausdruck. Aus solchem „dogmatischem Relativismus“ allein erwache wahre Toleranz (175) und jene Freiheit, die „unvergängliches Gut“ des Protestantismus sei; denn „der Protestantismus hat die Aufgabe, die Gestalt eines Christentums zu verwirklichen, in dem man fromm und frei zugleich sein kann“ (180).

In diesem Geist sind die beiden Bände geschrieben. Sie enthalten Aufsätze und Reden, die meist den letzten Jahren entstammen. Sie wollen als „angewandte Wissenschaft“ verstanden werden, und in der Tat ist ihre Sprache auch dem theologischen Laien verständlich. Die Themen des ersten Bandes bewegen sich um jene Grundfragen, die der Titel umschreibt. Im zweiten sind kirchengeschichtliche Arbeiten vereinigt, von denen die Aufsätze über Luther und die Reformation Beachtung verdienen. Besonders hervorzuheben ist der Forschungsbericht „Zehn Jahre Lutherforschung in Deutschland“ (307—373). Er gibt einen vorzüglichen Überblick über die Lutherforschung der Jahre 1938 bis 1948.

W. Seibel SJ

Psychologie

Jones, Ernest: Das Leben und Werk von Sigmund Freud. Bd. I: Die Entwicklung zur Persönlichkeit und die großen Entdeckungen 1856—1900. (483 S.) Bern, Stuttgart 1960, Hans Huber. Ln. DM 35,—.

Der 1958 verstorbene Verf. war der letzte aus dem engeren Schülerkreis Freuds. In drei Bänden, von denen der 1. in guter deutscher Übersetzung aus dem Englischen jetzt vorliegt, hat er das Leben des verehrten Meisters in allen erreichbaren Einzelheiten beschrieben, nicht nur den Forscher, sondern auch den Menschen in seinem Privatleben. Er hatte Zugang zu den erhaltenen Quellen; allerdings hat Freud, der sein persönliches Leben so viel wie möglich von seiner öffentlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit trennen wollte, zweimal alle seine Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe vernichtet. Aber in seinen Schriften, wie auch in den erhaltenen

Briefen an seine Braut und an Dr. Fließ, finden sich viele Angaben; dazu kommt die persönliche Vertrautheit des Verf. mit Freud sowie das Zeugnis der Familie und der Bekannten. Der vorliegende Band umfaßt das Leben bis zu dem Zeitpunkt, wo Freud nach langem Ringen seiner Methode und der sie unterbauenden Theorie wenigstens in den Hauptzügen sicher geworden war. Die Bewunderung für den verehrten Meister spürt man überall. Aber sie hat wohl nicht dazu geführt, irgendeine Tatsache zu verheimlichen, wohl aber an einer oder der andern Stelle, ihn günstiger zu beurteilen. Allerdings wird er als bewundernder Schüler ihn auch anders gesehen haben als andere, die mit Freud nicht einig waren. Daß Freud bei einer entscheidenden Auseinandersetzung mit Jung einen Ohnmachtsanfall erlitt, weist doch wohl darauf hin, daß er nicht so bereit war, auf die Meinungen anderer einzugehen, wie J. dies darstellt. Unangenehm wirkt das Bestreben, für jedes Ereignis im Leben Freuds eine tiefenpsychologische Erklärung anzubieten, statt sich mit der Darstellung der Tatsachen zu begnügen. Die Überzeugung von der Richtigkeit der Freudschen Theorie verführt sogar dazu, in seiner Kindheit Dinge anzunehmen, die gar nicht oder nicht genügend bezeugt sind. Jedoch ist im ganzen das Streben nach einem unvoreingenommenen Bericht nicht zu verkennen. — Freud hat es in seinen Anfängen nicht leicht gehabt. Bis in sein Mannesalter hinein hatte er mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seinen Entdeckungen stand man zunächst ablehnend gegenüber und er fühlte sich vereinsamt. Er war ein unermüdlicher Arbeiter. Nur langsam und unter Mühen und Zweifeln gelangte er zu seinen Einsichten. In seinem persönlichen Leben war er genügsam und einfach, eher puritanisch, und für die Seinen ein guter Familienvater. Die eigentlich ärztliche Tätigkeit sagte ihm wenig zu. Die Triebfeder seines Lebens war ein „leidenschaftlicher Wissensdrang“ (345), „ein übermächtiges Verlangen nach Wahrheit um jeden Preis“ (374), nach Freuds eigenen Worten eher philosophischer Natur: „Ich habe als junger Mann keine andere Sehnsucht gekannt als die nach philosophischer Erkenntnis“ (404). Es ging ihm in Wirklichkeit um das Wesen des Menschen und den Sinn des Lebens. Aber der Zeitgeist war der Philosophie nicht günstig. Auch Freud geriet schon früh unter den Einfluß des Positivismus und Mechanismus, die damals in der Medizin herrschten; man war überzeugt, daß alles Geistige das Ergebnis von physiologisch-chemischen Vorgängen in Gehirn und Nervensystem sei und daß man dies bald werde nachweisen können. Auch Freud begann mit Gehirnanatomie und -physiologie sowie

Neurologie und hat auf diesem Gebiet bemerkenswerte Arbeiten veröffentlicht. Von diesen Anfängen hat er sich nie ganz freigemacht. Und doch war er es, der das Psychische in seiner Eigenart wieder in sein Recht einsetzte und aus sich selbst zu verstehen suchte, was im Widerspruch zu den herrschenden Strömungen stand. Er, der Erforscher des Seelenlebens, glaubte wohl überhaupt nicht an das Dasein einer Seele, sicher nicht an deren Unsterblichkeit wie auch nicht an Gott. So blieben ihm gewisse Seiten des Psychischen verborgen. Er übersah dessen eigene und eigenartige Determinationsweise und hielt sich immer an einen Determinismus, der nur für das Stoffliche gilt. Das ganze höhere Seelenleben blieb für ihn immer nur die Wirkung des unbewußten Dranges nach Wunscherfüllung, und die Eigenständigkeit und das Selbstsein der menschlichen Person kamen nie in Sicht, wie auch nicht, daß es neben dem Unbewußten der Triebe auch das Überbewußte geistiger Einsichten und Bestrebungen gibt. Seine Entdeckungen waren genial und haben ein bisher fast unbekanntes Gebiet zugänglich gemacht. Aber seine weltanschauliche Stellung, die mit den von ihm entdeckten Tatsachen nichts zu tun hat, ist schuld daran, daß die Psychoanalyse vielfach zur Bedrohung der menschlichen Würde und Freiheit geworden ist, zu einer Methode, mit der man die Nichtigkeit der Überzeugung von dem Dasein des Geistigen und Personhaften nachweisen sowie jedes höhere Streben als verstecktes Suchen nach Erfüllung uneingestandener Wünsche entlarven zu können glaubt. Nicht ohne Grund scheint Freud selbst zuweilen Angst vor den möglichen Folgen seiner Entdeckung gehabt zu haben, deren mögliche Folgen er dunkel ahnte (359). Nur langsam macht sich die Tiefenpsychologie von diesen Geburtsfehlern frei, um das zu werden, was Freud eigentlich wollte, eine Hilfe für die Menschheit. A. Brunner SJ

Herzog, Edgar: Psyche und Tod. Wandlungen des Todesbildes im Mythos und in den Träumen heutiger Menschen. (Studien aus dem C. G. Jung-Institut, Bd. XI, 262 S.) Zürich, Stuttgart 1960, Rascher. Ln. DM 22,—.

Im Mythos sucht der Mensch sich mit den großen Mächten des Lebens dadurch auseinanderzusetzen, daß er sie gestaltet. Es wäre sonderbar, wenn dazu nicht auch der Tod gehörte. In der Tat sind die Mythen über den Tod und seinen Ursprung zahlreich. Die erste Haltung des Menschen dem Tod gegenüber ist das Grauen und die Flucht. Ihr gegenüber bilden die verschiedenen Gestalten, unter denen der Tod im Mythos erscheint, bereits eine erste Auseinandersetzung. Der Tod ist die verhül-